



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Gilben, Jak.: Aus Königgrätz.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

braucht und nicht leicht Jahre lang auf einen zu erzielenden Gewinn warten kann. Wenn das Geschäft überhaupt eine Erhöhung der Löhne übertragen kann, oder richtiger, wenn eine solche im geschäftlichen, stets beiderseitigen Interesse vortheilhaft ist — so warte man nicht Jahr und Tag mit der Auszahlung der Summe, sondern gewähre sie pro Rata des ordinären Lohnes.

Doch wir wollten nur zur Vorsicht ermahnen, nicht unsere Ansichten als Dogmen aufstellen. Die Praxis wird lehren, wer Recht hat, diese wird auch in Deutschland versucht werden, denn auch in unserem Vaterland mehren sich in Folge der internationalen Arbeiter-Association die Arbeitseinstellungen allenthalben und drängen immer mehr auf den Versuch hin.

Aus Königgrätz.

Wenn man um die Zeit der Abenddämmerung im blauen Stern zu Königgrätz und zwar in der gewölbten Vorderstube sitzt, deren Wände mit so viel verschiedenen und feinen Wurstgattungen als der Kaiserstaat Nationalitäten zählt verziert sind, so muß man oft über Alt- und Neuösterreich ein wenig nachdenken. Neuösterreich ist ein Kraft- und Zauberwort, womit Festredner und Zeitungsschreiber sich fleißig zu erinnern suchen, daß sie nicht träumen, sondern der Herrschaft Metternich's und Schwarzenberg's und Bach's und Cardinal Rauscher's wirklich entronnen sind. „Altösterreich ist todt, Neuösterreich ist erstanden!“ läutet es früh und spät in den wiener Leitartikeln. — Sitzt man lange genug, um ein Seidel Bier oder Wein gemächlich auszuschlürfen, so treten währenddem zehn, zwölf „Burschen“ d. h. Fournierschützen oder Dffiziersdiener nach einander herein, um ein bescheidenes Abendbrot, gewöhnlich auf Borg bis zum Ersten, für ihre Herren zu holen. Plötzlich entsteht ein Geschrei, als wäre ein Racenkrieg ausgebrochen. Was fehlt der dicken Frau hinter dem Schenktisch? Sie schnappt mit halb offenem Munde nach Luft, ihre blassen fetten Wangen beben sichtlich vor Zorn und mit dem langen Küchenmesser gen Himmel drohend scheint sie eine Medea oder Wlasta, von Meisterhand in Speck gehauen. Die Sache ist, sie versteht so wenig von der Sprache Arpad's wie der Bursche vor dem Tisch von einer anderen, und ihr Bruder, der Wirth, der als Geselle in Pesth einige magyrische Brocken erworben hat, ist in Geschäften verreist. Der Bursche also begleitet jedes Wort zur näheren Erklärung mit einem starken „Bossono“ und stampft dazu kräftig auf den Boden; und „Nix Bossono — Sakramenski“ schreit jedesmal die schrille Stimme der Amazone zurück. Endlich hat der Soldat unverrichteter Dinge das Feld geräumt, aber noch kocht es

im Busen der Siegerin, und allmählich erst gelingt es ihr, den Lauf ihres zweisprachigen Redestroms in ein geregeltes Bett zu leiten: — „Wart nur, satrazena dusche (vermaledeite Seele). Er denkt, mir solln sich lernen ungarisch geschwind, weil is kommen Molinar nach Königgrätz. Hundertmal ich hab gesagt, Pan Obbelieutenant soll machen wie Pan Hauptmann und schicken Zeddulku (Zettelchen) kleine, dann ich wer wissen, zehn Greizer (Kreuzer) oder acht Parmesan, sechs Greizer oder sieben Presburger Wurst oder polische, weil kann ich ja Deutsch serr gut. I jo, wird schicken! Mir Zeddulku schicken, immer nur so Bossomokerl fluchtigen. O Jeschicha! O Jesus.) Is dos Kreuz!“ — „Aber Frau Nachbarin“ ruft es aus einer dunkeln Ecke, „wir haben dieselbe Plack in jedem Gewölb am Ring, denn sind lauter Stockungern beim Regiment Molinari. Und der Bursch, is nicht seine Schuld, daß er nicht kann reden böhmisch. Denk ich manchmal, daß unsere böhmische Kinder auch nicht besser geht, wenns neinkommen ins Stockungern.“ — „Wie so neinkommen, Böhmische in Stockungern, Herr Wetter?“ — „Na, wenns commandirt werden, müßens marschiren.“ — „Zimmer marsch hin, marsch her, wozu? Warum nit Jeden lassen da wo is er zu Haus?“ — „Warum? Das wissen die Herrn in Wien. Ist mal die alte Schererei, Maghar muß nach Böhmen rein, Böhme muß nach Magharei, Wallachei, Tatarei und Teufelei wohin.“ — „Jo, jo, versteh ich schon, Alles wegen den Wien und die dumme Deutschen“ brummt sie mit einem mißtrauischen Blick auf mich, und das lange Messer fährt dem nächstliegenden Schinken in den Leib.

Ein solides Stück Altösterreich steht also noch fest und aufrecht da. Das alte Uhrwerk mit seinen nationalen Gewichten und Gegengewichten geht den gewohnten Gang, und wenn auch das italienische Element daraus verschwunden ist, so bieten Deutsche, Magharen und Slaven noch Mittel genug zu einer Mannigfaltigkeit politisch-militärischer Combinationen. Die Kinder Palaschy's schrieen diesen Sommer allzu laut nach der Wenzelskrone, der Ziskatrommel und anderem gefährlichen Spielzeug. Da hieß es, daß drei ungarische Husarenregimenter nach Böhmen und eben so viel böhmische Truppen in ungarische Festungen verlegt werden sollten; das Gerücht oder der Schreckschuß ist noch nicht verhallt. Es ist aber schwer den Herren in Wien einen Vorwurf daraus zu machen, daß sie zur Befestigung „Neuösterreichs“ altösterreichisches Material verwenden. Selbst ein reiner Staatenbund, wie ihn die slavischen Föderativen wünschen, könnte mit einer bloßen an die Scholle gebundenen Miltz sich auf dem Continent nicht behaupten. Jedes kleinere Reich, das aus dem Osten der Monarchie sich loszuschälen vermöchte, wäre ein Stück Racenmosaik und ein Wallenstein'sches Lager in Miniatur. Oder denkt man, daß jene Herren in Pesth, die von der Gründung eines

unabhängigen, durch die Bukowina, Galizien und Dalmatien abgerundeten Ungarreichs träumen, es immer vermeiden könnten, ihre nach Rußland schielenden raizischen, rumänischen und ruthenischen Mitbürger durch die polnische Lanze in Schach zu halten und den breiten magharischen Reitersäbel in slovakischen Gespanschaften leuchten zu lassen?

Ähnliche Wahrnehmungen drängen sich einem auf andern Gebieten auf. In den böhmischen Landstädten sitzt die Hökerin bei ihrem Kram auf dem Markte, noch immer vertieft in das Studium ihres Traumbuchs — es gibt Traumbüchlein in beiden Landessprachen — und deutet sich die Visionen der vergangenen Nacht. Hat sie im Schlaf ein Schwein, einen Hund oder Mönch gesehen, so sagt ihr das Orakel aufs Genaueste, welche Nummern sie in die k. k. kleine Lotterie setzen soll. Jahraus jahrein darbt sich das arme Volk den letzten Kreuzer vom Leibe ab, um von einer Ziehung zur andern Lustschlösser zu bauen, während ihm das Stroh im Bette immer fauler wird. Aber mein Gott, schreit der Finanzminister, in dieser schweren Noth, bei solchen Deficits! — Ich begreife, ich entschuldige; sagt nur nicht, angefichts dieser kleinen Staatslotterie, die ohne Zweifel Millionen trägt, daß Altösterreich todt und begraben sei.

Kann man nicht ein hundert tausend hohe und niedere Staatsdiener in Reih und Glied aufmarschiren lassen und ihnen Mann für Mann mittelst amtlicher Proclamation einen funkelnagelneuen Geist einblasen? Nichts Einfacheres, nichts Leichteres auf der Welt, glauben Manche. Als der selige Kaiser Max von Mexiko einige Zeit vor seiner Thronbesteigung in Southampton in England war und die Stadtbehörden ihn feierlich begrüßten, versicherte er ihnen: „Wir Oestreicher haben jetzt eine Verfassung ganz wie die eure“ (quite like your own). Welches Gesicht Bürger und Bürgermeister dazu machten, verrieth keine Zeitung; wahrscheinlich ein merkwürdiges, denn der erwartete Nachsatz: „and how about an Austrian loan?“ (Wie wär's nun mit einer österreichischen Anleihe?) blieb dem armen Erzherzog in der Kehle stecken. Nicht minder phantastereich ist die Versicherung großdeutscher wiener Patrioten, daß in Oestreich die persönliche Freiheit „ganz wie in England“ gesichert sei und daß es nur noch darauf ankomme, die englische Achtung vor dem Gesetze „einzuführen.“ Natürlich gibt es und gab es hierzulande immer lebenswürdige Oeffiziere, höfliche Zollbeamte und sogar Polizeisoldaten, die im Stande sind, einen Handwerksburschen mit Herablassung zu behandeln. Wenn aber ein Arbeiter oder Kutscher sich einen Augenblick besinnt, einem erhitzten Hüter der Ordnung blindlings zu gehorchen, so kann es geschehen, daß der gnädige Herr Polizeimann seinen Säbel zieht — „ganz wie in England“ nämlich — und den neuösterreichischen Staatsbürger auf altösterreichisch zusammenhaut. Dergleichen geschieht nicht alle Tage; zwei Beispiele der Art

sind jedoch kürzlich in Wien und Lemberg vorgekommen. Viel häufiger stößt man in den Blättern auf Localnachrichten mit der Ueberschrift: — „Das Waffentragen außer dem Dienst“ — „Der Säbel, der Säbel, schon wieder der Säbel!“ d. h.: Schon wieder haben einige Herren vom Militär in ihren Mußestunden an den Schädeln wehrloser Civilisten ihre Klängen probirt. Unmöglich! rufen Frankfurt a. M. und Schwaben; so was kann im unglücklichen verpreußten Deutschland vorkommen, aber in Oestreich?! — Nun, östreichische Blätter selbst erzählen es, und das ist es, wozu man dem Kaiserstaate am aufrichtigsten Glück wünschen darf. Bedenkt man, daß ehemals nach solchen Kleinigkeiten kein Hahn in der ganzen Monarchie krähen durfte, so ist die heute herrschende Oeffentlichkeit mit einem halben Staatsbankrott kaum zu theuer bezahlt. Die schreitende Ueberschrift: „Der Säbel, der Säbel!“ kann trotzdem noch lange in den wiener Blättern widerhallen. Vernünftige Oestreicher werden aus fremder Erfahrung wissen, daß es auch im freiesten Lande nicht genügt, auf einen Mißbrauch mit Fingern zu deuten, damit er verschwinde. Auch das hellste und reinste Licht der Oeffentlichkeit ist keine Madens-Lampe, mit der man über Nacht Sümpfe austrocknet und aus Wildnissen Paradiese schafft.

Manchmal wandelt der östreichische Fortschritt mit einem Fuß auf dem Pflaster, mit dem andern in der Gasse. Die Schuldenhaft ist, nach französischem Beispiel, aufgehoben; die Haft für politische und Preßvergehen gleicht der von Dieben und Mördern. So ist im Laufe dieses Sommers eine Anzahl Journalisten von den Prager Gerichten zu 6 monatlichem, 2-, 5- und 10jährigem „schwerem Kerker, verschärft durch periodisches Fasten“ verurtheilt worden. Das sind aber auch Ultrazechen, sagt Einer den daselbe Schicksal übers Jahr als Ultradeutschen treffen wird. Bah, meint ein Anderer, der Scribent stellt sich krank und bekommt ein anständiges Zimmer. Recht erbaulich! Wie es sich damit verhalten mag, ist hier schwer zu ermitteln; gewiß ist nur, daß ein prager Redacteur, dem während seiner Gefangenschaft ein Söhnchen starb, vergebens die Erlaubniß nachgesucht hat, unter polizeilicher Begleitung auszugehen, um der Beerdigung des Kindes beizuwohnen. Angenommen, daß die Strafe, welche den Preßverbrecher Mördern und Räubern gleichstellt, nur auf dem Papiere stehe, so bleibt sie eine Beschimpfung der Presse. Kurz, der schwere Kerker des Journalisten riecht stark nach Altösterreich.

Eigenthümliche Erscheinungen hat der theilweise Sieg des Reichstages über das Concordat hervorgerufen. Unter dem häßlichen Namen „Noth-Civil-Ghe“ hat man eine Verbindung zwischen Katholiken und Protestanten, zwischen entfernten Blutsverwandten oder Geschiedenen gestattet, unter der Bedingung, daß die Kirche vorher ihre Weigerung, das Paar zu trauen,

urkundlich bestätigt; und wie zu erwarten, finden die Geistlichen in dieser Clausel ein Mittel zu gelegentlichem Widerstand gegen die bürgerlichen Behörden. Eine Noth-Civil-Ehe zwischen Juden und Christen aber ist nicht gestattet. Fürchtet die Regierung vielleicht einen Aufstand der orthodoxen Juden? Empört hätte es die altgläubigen Rabbinen ohne Zweifel, das letzte Ghetto-Thor fallen zu sehen; denn die jüdisch-christlichen Mischehen wären unter den gebildeten Ständen sehr häufig geworden, und die halbsemitische Nachkommenschaft wäre in den meisten Fällen geräuschlos in der indogermanischen Race aufgegangen. — Während das Ehegesetz an zaghafter Halbheit leidet, ist das interconfessionelle mit fester Hand entworfen. Nichts erschwert mehr den Uebertritt von einem Glauben zum andern. Jüdische Hausirer und Krämer, die ein elender Polzeidruck von 1848 zur Taufe getrieben hatte, sind jetzt mit grauen Haaren in die Synagoge zurückgekehrt, mit der feierlichen Erklärung, daß sie im Herzen immer Juden geblieben seien. Daran ist es nicht genug. Das Renegatenthum erhebt unter dem apostolischen Zepher die Stirne so frei wie unter dem Halbmond. Seine Haupttriebfedern sind wie zu allen Zeiten der Hunger und die Liebe. Wenn aber bei dem wechselseitigen Verkehrsspiel das Christenthum noch immer am meisten Seelen gewinnt, so pflegt doch der Katholicismus dabei leer auszugehen. Juden oder Jüdinnen, die sich in ein christliches Herz verlieben, fallen nicht mehr der heil. Jungfrau zu Füßen, nein, sie werden protestantisch und schließen mit ihrem katholischen Gemahl eine „Nothcivilhe.“ Und was sagt ihr zu dem katholischen Romeo, der von den Reizen oder Dukaten einer jüdischen Julie angezogen sich der Proceedur unterwirft, die der Erzvater Abraham in seinem 99. Lebensjahr an sich selbst vollzog, und welche die heutigen Reformjuden abschaffen wollen? Die Presse weiß schon von 6 oder 7 solchen Fällen bei germanischen und slavischen Jünglingen, die dereinst zum Kreuze zurückkehren werden, mit der aufrichtigen Erklärung, daß sie im Herzen stets Christen geblieben seien. Unerhört, großartig, nicht wahr? Wer hätte dies zu erleben gedacht! ruft der Neuöstreicher mit leuchtenden Augen. Nun, diese Früchte der Ehegesetzgebung munden dem ultramontanen Clerus gewiß wie Galle und Bermuth. Aber ist seine Macht gebrochen? Hoch ragen noch mehrere Pfeiler des Concordats; an die Satzungen, die aus der gesammten Clerisei eine wohl disciplinirte Armee machen, wagt keine Hand zu rühren.

Wunderliches, phantastisches Durcheinander von Gegensätzen! Ein Gemisch ungleichartiger Dinge und Menschenarten war Oestreich in den Tagen seiner patriarchalischen Karthäuserstille; daselbe ist es natürlich noch jetzt, da es am Anfang seiner innern Kämpfe und Umwälzungen steht. Nicht Jeder ist Prophet genug, um aus dem Gewirr von Dissonanzen die Harmonie der Zukunft herauszuhören.

Jak. Gilben.

Verantwortliche Redacteurs: **Gustav Freytag** u. **Julius Eckardt**.
Verlag von **F. L. Herbig**. — Druck von **Hüffel & Wegler** in Leipzig.